

---

**Nicola Gess / Sandra Janßen (Hgg.), *Wissens-Ordnungen. Zu einer historischen Epistemologie der Literatur*. (spectrum Literaturwissenschaft 42) De Gruyter, Berlin – Boston 2014. VI/293 S., € 99,95.**

Besprochen von **Boris Buzek**: Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, CH-8001 Zürich, E-Mail: [boris.buzek@ds.uzh.ch](mailto:boris.buzek@ds.uzh.ch)

DOI 10.1515/arbi-2016-0025

Das Verhältnis von Literatur und Wissen bildet ein mittlerweile, wenn auch nicht erschöpfend, so doch breit bearbeitetes Forschungsfeld. So zahlreich die Arbeiten

dazu sind, so vielfältig sind bekanntlich auch die Ansätze zu dessen Qualifizierung: die hergestellten Verbindungen und die Konzeptualisierungen literarischen, narrativen oder poetischen Wissens sind divers, differenzierte Übersichten kaum mehr möglich. Sich in diesem Feld mit einem Sammelband zu positionieren, verlangt, die Topologie des Diskurses zu beherrschen, aber auch, einen entsprechenden Bereich selbst abzustecken und zu bewirtschaften. So erklären die Herausgeberinnen in der Einleitung die Absichten und verorten diese im Spannungsfeld der bestehenden Debatten: Sie distanzieren sich von einer allgemeinen erkenntnistheoretischen und spezifizieren das Vorhaben einer historischen Epistemologie in Anlehnung an die Wissenschaftsgeschichte nach Rheinberger als eine, die ihren Ausgangspunkt vom zu erkennenden Objekt nimmt und diesbezüglich den Fokus auf die historischen Bedingungen und die eingesetzten Mittel legt. Sie stellen den eigenen Ansatz explizit zwischen jenen der *Zwei Kulturen* (C. P. Snow), den sie wohl als epistemisch, nicht aber als historisch einschätzen, und jenen einer *Poetologie des Wissens*, den sie eher als Beitrag zu einer allgemeinen historischen Epistemologie verorten. So formulieren sie für die *historische Epistemologie der Literatur* den Anspruch einer eigenständigen Position, die nach den Formen fragt, die Wissen unter der Bedingung ästhetischen Sprechens und von Fiktionalität annehmen kann, und die aus dezidiert literaturwissenschaftlicher Sicht nach den Verfahren der literarischen Formation von Wissen forscht. Außerdem reklamieren sie, mit Referenz auf Rancière, Vogl und Shapin/Schaffer, die Integration der These grundsätzlicher Literarizität.

Dem formulierten Anspruch eines genealogischen Bewusstseins folgend, beginnt die Gliederung der Beiträge mit einem Teil zum Entstehen der Debatte, gefolgt von zwei mittleren Teilen zu Methodologie und Formation, und wird von einem letzten Teil mit Fallstudien geschlossen. Die Anfänge der Debatte skizzieren Nicolas Pethes und Ingrid Kleeberg. Beide verorten die Entstehung der zugrundeliegenden Dichotomie im 18. Jahrhundert, mit Bezugnahme auf die fortschreitende Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Systeme *Wissenschaft* und *Kunst* an Stelle einer einheitlichen Gelehrtenkultur zum Einen und die Verschränkung der sich als eigenständige Disziplinen formierenden Epistemologie und Ästhetik zum Anderen. Pethes konstatiert dabei bis in die Gegenwart stetig wiederkehrende Krisensituationen der Exklusion und Inklusion: Auf die Forderung einer transdisziplinären Entdifferenzierung folgt jeweils die Kritik der Marginalisierung der ästhetischen Dimensionen. Anhand dreier Beispiele charakterisiert er die beiden Tendenzen als simultanes Wechselspiel, aus dem erst das Potential der Philologie bezüglich Erkenntnis, Darstellung und Wirkung entstehen kann. Zu dieser historisch-genealogischen Betrachtung fügt sich der epistemologische Fokus in Kleebergs Beitrag: Wissen als Ordnung und Literatur als traditionelle Verwalterin von deren Darstellung werden in ein Ähnlichkeitsverhältnis gerückt, aus dessen wechselseitigem Bezug diese Ordnung erst verstehbar wird.

Ähnlich komplementär agieren die spezifisch methodologischen Betrachtungen des zweiten Teils. Michael Gamper fokussiert Narration als literarisches Verfahren, das er transdisziplinär und transrhetorisch versteht und das er aus einer exklusiven Verbindung mit der Ästhetik löst, gleichzeitig aber auch gegenüber den Techniken der Deskription und der Argumentation ab-

zugrenzen sucht. Für eine Unschärfe der Trennung zwischen fiktionaler und faktualer Erzählung argumentierend, reklamiert Gamper für die Literatur einen „relevanten Anteil an epistemologischen Konstellationen“ (S. 74), die Fiktion als „produktives Möglichkeitsdenken“ (S. 75) und das Erzählen als „theoriebildende Kraft“ (S. 80). Er zeichnet narrativ konstituierte Vorgehen nach, aus denen mittels poetologischen Wissens epistemologische Mehrwerte gezogen werden können. Jutta Müller-Tamm widmet sich mit der Denkfigur einem, wie sie schreibt, relativ unterbestimmten Begriff, der dadurch aber ein heuristisches Potential entwickelt und zu einer erkenntnistheoretischen Fragestellung führen kann. Am Beispiel der Projektionsfigur zeigt Müller-Tamm, wie die Denkfigur zwischen den Disziplinen zirkulierend über ihre Transport- und Modellierungsfunktion eine „organisierende Macht“ (S. 116) entfaltet.

Der dritte Teil präsentiert migrierende Wissensformationen: Ähnlichkeiten zwischen psychoanalytischen und literarischen Texten führen Thomas Anz zum Erkennen der Autorperson als Schnittstelle der Interpretation heterogener Wissens- und Diskursordnungen. Walter Erhart beansprucht für seinen Beitrag eine Verschiebung von einer wissenschaftlichen zu einer literarischen Beobachtung der „Praktiken und Räume der (Literatur-)Wissenschaft“ (S. 152). Angesichts des Wandels des philologischen Fokus von der Wiedergabe und Wiederherstellung des Wissens zum Interesse an alternativen Wissensformen fordert er von der Wissenschaftsforschung der Geisteswissenschaften eine praxisbezogene Perspektivierung. Stefan Rieger leistet schließlich eine historische Betrachtung der Auseinandersetzung mit der formalen Ästhetik lyrischer Texte im Umfeld von Max Bense und Käte Hamburger und setzt diese sogenannte kybernetische Dramenanalyse in einen Zusammenhang zu Beispielen barocker literarischer Produktionslogik. Der daraus entstehende Mehrwert an Wissen, so Rieger, verlangt aber eine Literaturwissenschaft, welche die unterschiedlichen ästhetischen, theoretischen und medialen Ökonomien ernst nimmt.

Der letzte Teil wartet schließlich mit Fallstudien auf. Michel Pierssens erkennt mit Blick auf die Zeit der großen französischen Romanciers wie Balzac, Hugo, Zola oder anderen nicht im (vielleicht erwarteten) epistemischen Anspruch, sondern im imaginativen Aspekt eine Gemeinsamkeit von Wissenschaft und Literatur. Diese bezieht er auf ein gemeinsames, aus den Teilprozessen der Beobachtung, Beschreibung und Erklärung zusammengesetztes Bemühen um Ordnung, das von der Literatur jedoch auch selbst hinterfragt werden kann. Vom *Wissen von der Zukunft* als einem der Literatur und den empirischen Wissenschaften gemeinsamen und durch einen erkenntnistheoretischen Vorbehalt geprägten Bereich gelangt Stefan Willer zum performativen Aspekt des *Wünschens* als Spiegelung der poetischen Herbeiführung eines zukünftigen Zustands und über das „poetische Potential der Ungewissheit“ (S. 257) zu dem der Dichtung eigenen wissenshistorischen Einsatz. Florian Kappeler schließt diesen Teil mit einer Betrachtung unterschiedlicher Techniken der Bezugnahme von Literatur auf Wissen. *Kompilieren*, *Situieren* und *Transgredieren* heißen die Vorgehensweisen, die er an den Beispielen Manns, Musils und Daths auseinandersetzt. Von der dargestellten Differenzierung der Betrachtung ausgehend, fordert Kappeler eine multidimensionale Analyse der Dynamiken zwischen den beiden Disziplinen.

Der Band präsentiert sich insgesamt als wertvoller Beitrag zur Debatte um Wissen und Literatur. Der Aufbau gewinnt durch die systematisch klare, methodische Gliederung; eine sich ergänzend andeutende chronologische Anordnung greift implizit den formulierten genealogischen Anspruch auf. Die Beiträge der ersten beiden Teile fügen sich gut in die Systematik ein, erscheinen für die methodischen Gesichtspunkte repräsentativ und bieten außerdem gute Einsichten in die entsprechenden Teilaspekte. Dem dritten und vierten Teil geht, den Gegen-

ständen geschuldet, diese kompositorische Stringenz etwas verloren. Einzelne Beiträge überzeugen deutlich in ihrer argumentativen Klarheit und mit einer in Bezug auf die vorgelegten Leitgedanken prägnanten Position. Insgesamt versammelt der Band eine Mehrheit gut unterrichteter und konstruktiver Ansätze. Es fällt nicht immer leicht, die einzelnen Warten in die eher knapp formulierte konzeptuelle Systematik einzuordnen; deshalb wäre eine etwas ausführlicher kommentierte theoretische Grundlage durchaus wünschenswert gewesen. Allerdings wird der Anspruch einer historischen Epistemologie durch die Herausgeberinnen klar formuliert und durch die Beiträge überzeugend umgesetzt.